



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berg, Walter: Der Held von Graudenz : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nur das lehrt eine zusammenfassende Betrachtung, wie sie uns in dem Oppelschen Buche vorliegt, daß allzu sanguinische Hoffnungen hier nichts nützen können, daß es vielmehr darauf ankommt, zu lernen und zu arbeiten. Dann wird es vielleicht gelingen, zwar nicht die amerikanische Zufuhr in absehbarer Zeit aus dem Felde zu schlagen, aber ihr doch eine bedeutende deutsche Produktion an die Seite zu stellen.



Der Held von Graudenz

Von Walter Berg in Karlsruhe

(Fortsetzung)



Die Franzosen verschwanden zwar wieder aus der Gegend, aber an ihrer Stelle drangen polnische Konföderationstruppen überall nach dem linken Weichselufer vor, indem sie allerorten preußische Beamte mißhandelten und vertrieben. So kam das ehemalige Pommerellen in polnische Hände. Es schien so, als ob sich die Franzosen um Graudenz gar nicht mehr kümmerten. Aber Courbière ließ trotzdem und trotz seines hohen Alters nicht ab, in unermüdlicher Tätigkeit alles anzuordnen und zu überwachen. Daß er eine unerquickliche Aufgabe fand, ist schon vorhin bemerkt worden. Die Hindernisse bei der Armierung und der Verproviantierung bewirkten, daß viele aus der Umgebung des greisen Generals die Überlegung und die Geduld verloren. Er selbst behielt beides und blieb jederzeit Herr der Lage. So hielt er sein Wort, das er dem scheidenden König gegeben haben soll: „Majestät, solange noch ein Tropfen Bluts in meinem Körper ist, wird Graudenz nicht übergeben!“ Tag und Nacht wurde gearbeitet, die Festung in einen bessern Verteidigungszustand zu setzen, und die Bauern mußten in Person und mit Vorspann helfen. Der gedeckte Weg wurde mit neuen, baumstarken Palisaden besetzt, stellenweise mit doppelten Reihen, und Traversen, tiefe Einschnitte und spanische Reiter wurden angebracht. Außerhalb des gedeckten Weges, auf der Glacisfronte, ließ Courbière eine dreifache Reihe von Wolfsgruben anlegen, d. h. tiefe, trichterförmige Gruben, in deren Mitte spitze Pfähle aufragten. An dem jähen Abhange zur Weichsel entstanden starke Blockhäuser; die Wälle wurden mit Geschützen bestückt, Bettungen wurden gelegt, Schießscharten geblendet, die ungeheuern Fallgatter für den Fall eines Sturmangriffs hergerichtet, und zur Verschmetterung der Sturmleitern wurden schwere Balken von den abgetragenen Zeughausdächern quer über den Wall gelegt. Die seit den Zeiten der polnischen Insurgentenkriege im Zeughause liegenden Sensen, Piken und andern Waffen wurden auf den Wällen verteilt, auch Handgranaten und schwere Steine wurden zwischen den Wallgeschützen haufenweise aufgesetzt. Aus altem Eisen schmiedete man eine Unmenge von Fußangeln, um sich ihrer auf dem Glacis, in den Gräben oder bei einer etwaigen Bresche zu bedienen. Die Bürger der Stadt erhielten den Rat, ihre Wertgegenstände zu vergraben

oder sonst in Sicherheit zu bringen. Denn der Gouverneur dachte auch an die vielleicht eintretende Notwendigkeit, die Stadt in Brand setzen zu lassen.

Auch ging er rücksichtslos und ohne Ansehen der Person gegen die vor, die ihm für die wirksame Verteidigung aus irgend einem Grunde nicht genügten. So zum Beispiel wurde der Kommandant, Generalmajor von Besser, gegen den Courbière den Argwohn hegte, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe, am 12. Dezember von seinem Kommando entbunden und nach Königsberg geschickt. Über der ganzen Angelegenheit ruht ein noch nicht gelichtetes Dunkel. An seine Stelle trat der Commandeur en chef der preussischen und pommerischen Festungsartillerie, Oberst Schramm. Die zuverlässigen Truppen sahen mit hoher Achtung auf den greisen Gouverneur, der ihnen allen in seiner Unermüdlichkeit im königlichen Dienst ein begeisterndes Vorbild war. So kam allmählich Ordnung und Festigkeit in den Stand der Dinge, und mit dem kräftigen soldatischen Leben zog ein vortrefflicher Geist bei den gutgesinnten Soldaten ein. Mit voller Hingebung wurde der Dienst geleistet, und bei aller Größe der Not im Vaterlande und bei allem Leid, das noch in so frischer Erinnerung war, regte sich doch schon wieder die Berufsfreudigkeit und der frohe Mut, der sich mit dem Ungemach der Gegenwart abfindet und auf bessere Zeiten hofft.

Am 17. Januar 1807 erschien der Feind in größern Massen — meist waren es heffen-darmstädtische Truppen, etwa 3000 Mann stark —, rückte am 22. in die Stadt Graudenz ein und nahm auf allen Seiten gegen die Festung Stellung. Schon am nächsten Tage ging in der Festung durch einen Parlamentär ein Schreiben des Befehlshabers der Einschließungstruppen, des Generals Rouyer, ein, das in der Übersetzung folgendermaßen lautet:

Hauptquartier vor Graudenz, den 23. Januar 1807.

Der Divisionsgeneral Rouyer, Kommandierender der französischen und alliierten Truppen vor Graudenz, an E. Excellenz den Generalleutnant de Courbière, Gouverneur der Festung.

Mein Herr General!

Sie sind von sehr zahlreichen Truppen eingeschlossen; eine beträchtliche, durch den Prinzen von Ponte-Corvo befehligte Armee ist auf Danzig und Königsberg marschiert, und in dem Augenblicke, wo ich schreibe, sind beide Städte wahrscheinlich schon in unserm Besitz. Sie haben keine Hilfe von außen zu erwarten, und in Ihrer Lage würde eine Kapitulation nicht nur keine Unehre, sondern eine Notwendigkeit sein, ehrenvolle und vorteilhafte Bedingungen zu erhalten. Ich beauftrage den Oberstleutnant vom vierten Husarenregiment, Ihnen die gegenwärtige Aufforderung zu überreichen und Ihnen eindringlich (*de vive voix*) vorzustellen, daß ich geneigt bin, Ihnen Bedingungen zu gewähren, die Sie von einem großmütigen Feinde erwarten dürfen.

Genehmigen Sie, Herr General, die Versicherung meiner Hochachtung.

gez. Rouyer.

Courbière ließ zunächst mündlich antworten, ein solches Schreiben verdiene keine Antwort, schickte dann aber doch den Husarenleutnant von Tilemann zu Rouyer nach der Stadt Graudenz mit dem folgenden deutsch geschriebnen Briefe:

Grenzboten I 1904

52

Feste Graudenz, den 24. Januar 1807.

Der Kgl. Preuß. General der Infanterie und Gouverneur der Festung Graudenz, wie auch Ritter der Kgl. Orden, Herr de L'Homme de Courbière an Se. Excellenz den Divisionsgeneral und kommandierenden Offizier der Kaiserl. und Königl. französischen und hessen-darmstädtischen Truppen in der Stadt Graudenz,

Herrn von Rouyer.

Auf Euer Excellenz unter dem gestrigen Dato an mir abgelassenes Schreiben, worin Dieselben für gut befinden, mir mit wenig Truppen und ohne Belagerungsgeschütz bei sich zu haben, aufzufordern, Hochdenenselben eine der stärksten Festungen von Europa zu übergeben, verfehle ich nicht, in dienstlicher Antwort zu erwidern, daß diese Aufforderung so unbefcheiden ist, daß sie gar keine Antwort verdient. Ich würde solche auch nicht beantwortet haben, wenn ich nicht vernommen hätte, daß sich in der Stadt Graudenz einige von meinen Untergebenen als Gefangene befinden. Da sich hier nun (in der Festung) Kaiserlich französische und hessen-darmstädtische Gefangene befinden, worunter ein hessen-darmstädtischer Leutnant ist, so benutze ich diese Gelegenheit, bei Euer Excellenz anzufragen, ob es Hochdenenselben gefällig sein sollte, diese Gefangenen Mann gegen Mann auszuwechseln. Wenn dieses der Fall ist, so ersuche ich Euer Excellenz, einen Tag zu bestimmen, wo diese Auswechslung auf der Chaussee, die von der Stadt Graudenz nach der Festung führt, statthaben kann. Erlauben Euer Excellenz, daß ich bei dieser Gelegenheit Hochdenenselben von meiner vorzüglichsten Hochachtung versichere.

gez. de Courbière.

Wenig Tage später wurde die Festung von der Einschließung vorübergehend frei, da die preußischen und die russischen Armeen zur Offensive übergingen und Rouyer sich deshalb zum Abzuge gezwungen sah. Courbière ließ den abziehenden Feind durch seine Jäger und Husaren verfolgen, die vom zweiten Bataillon von Besser unterstützt wurden, und brachte ihm einige Verluste bei; auch wurden ein Hauptmann und über hundert Mann gefangen eingebracht. Am 31. Januar berichtete der Gouverneur über die Vorkommnisse an den König. Die Stadt Graudenz wurde wieder besetzt, und die Kriegsgefangenen, etwa 115 Mann, wurden nach Danzig abgeschoben. Die Zeit der größern Bewegungsfreiheit benutzte der greise Gouverneur dazu, eifrig an der Befestigung der gelockerten militärischen Zucht und an der Herstellung eines pünktlich geordneten Dienstbetriebs zu arbeiten. Dabei entfaltete er eine staunenswerte persönliche Tätigkeit. Er erschien häufig unvermutet und bestrafte unachtsamlich jede Vernachlässigung im Dienste. So zum Beispiel war die üble Gewohnheit eingerissen, daß sich Offiziere im Wachtdienst gegen Geldentschädigung Stellvertreter beschafften, die oft drei oder vier Tage auf Wache blieben. Das verbot Courbière nun auf das strengste. Trotzdem begegnete er beim Abreiten der Wachen einmal einem zur Wache kommandierten Leutnant vom Regiment von Nazmer, der gerade nach Hause gehn wollte. Der Leutnant wurde vom Kriegsgericht mit viermonatigem Festungsarrest bestraft, den er in der Weise verbüßte, daß er seinen Dienst zwar tun mußte, nachher aber als Arrestant behandelt wurde. Dasselbe Vergehn ließ sich bald darauf ein Leutnant vom Regiment von Manstein zu schulden kommen, der ebenfalls schwer bestraft wurde. Ferner wurde ein Füsilier vom Bataillon Borel durch eine zurückkehrende Husarenpatrouille vor den Vorposten aufgegriffen. Ähnliche Fälle waren schon

mehrfach vorgekommen, aber die Betroffenen hatten den Versuch der Flucht gelehnet und irgend einen Vorwand anzugeben gewußt. Da aber die Desertionen zunahmen, hatte Courbière den Befehl erlassen, jeder außerhalb der Vorposten betroffene Soldat sei als Deserteur anzusehen und als solcher zu bestrafen. Der aufgegriffne Füsilier wurde kriegsgerichtlich zum Tode durch Erschießen verurteilt, und das Urteil wurde des Beispiels wegen im Hauptgraben der Festung vollstreckt. Bei so schlimmen Zuständen konnte natürlich keine lebhafteste Tätigkeit im Außenfelde entfaltet werden. Zuverlässig waren eben nur die ganz vortreffliche Jägerkompagnie und die Husaren, sowie im großen und ganzen das Felsbataillon von Besser. Aber auch in der zuletzt genannten Truppe zeigte sich schon der Geist der Zuchtlosigkeit. Ein Soldat dieses Bataillons erschoss nämlich meuchlings den Fähnrich Philipp vom Füsiliersbataillon Borel aus Rache, weil ihn dieser wegen eines Wachtdienstvergehens hatte bestrafen lassen. Der Mörder wurde zum Tode durch das Rad verurteilt und der Scharfrichter unter Vermittlung des feindlichen Befehlshabers, des Marschalls Lesbvre, aus Marienwerder herbeigeschafft.

Man hat zuweilen dem alten Courbière Grausamkeiten zur Last gelegt. Dazu hat wohl ein Mißverstehn seiner unleugbar vorhandenen dienstlichen Strenge Veranlassung gegeben. Weil er auf seiner Festung mit einer großen Zahl unzuverlässiger Truppen zu tun hatte, nahm man eben an, daß er ihrer nur durch Pulver und Blei Herr werden konnte. So sagt zum Beispiel Thiers in seiner Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs: „Man wirft ihm die äußerste Strenge vor, die er den Soldaten gegenüber zeigte. Stockschläge (Spießruten), Pranger und Galgen machten die gewöhnlichen Strafen aus, die er bei ihnen anwandte.“ Das ist ein ganz ungerechtes Urteil. Courbière hatte im Gegenteil ein warm empfindendes und menschenfreundliches Herz, wie das zum Beispiel schon aus seinem Briefwechsel mit dem feindlichen Befehlshaber über das Schicksal der Stadt Graudenz und aus seinen Verhandlungen mit den Vertretern der Graudenzener Bürgerschaft zur Genüge hervorgeht. Von beiden Dingen wird später noch die Rede sein. Besonders macht man Courbière den Vorwurf, er sei grausam gegen die gefangnen polnischen Soldaten gewesen, die er gemißhandelt habe. Mit Unrecht! Diese polnischen Soldaten waren Mitglieder der polnischen Konföderation; es waren Landesfinder, die sich gegen die Landesobrigkeit mit den Waffen in der Hand aufgelehnt hatten, um preußisches Gebiet für ein polnisches Reich in Besitz zu nehmen. Aus der Tatsache, daß der Befehlshaber der französischen Belagerungstruppen die polnischen Konföderierten zu seinen Zwecken benutzte, kann man nicht folgern, daß Courbière diese berittnen Kämpfer, die sogenannten Towarzyschen, als Feinde in völkerrechtlichem Sinne hätte ansehen müssen. Es waren und blieben vielmehr aufständische Landesfinder, die das Recht der anständigen Behandlung und des leichten Arrestes, die sonst für kriegsgefangne Feinde üblich sind, verwirkt hatten. Die bei einem Ausfall gefangnen Towarzyschen waren nach kriegsgerichtlichem Spruche Kriegsgefangne geworden. Diese Behandlung kann nicht als Mißhandlung, sondern muß vielmehr als denkbar größte Milde und Gnade bezeichnet werden. Und der Gouverneur, der nicht einmal gegen diese Aufständischen Pulver und Blei

angewandt hatte, sollte gegen die Soldaten der eignen Festung diese Mittel gemißbraucht haben? Die zahlreichen Desertionen, erleichtert durch den harten Winter von 1806 und 1807, der die Weichsel, den natürlichen Schutz der Festung auf der schwächern Wasserseite, in eine Eis- und Schneewüste verwandelt hatte, mußten dem Gouverneur die strengsten Mittel nahelegen. Deshalb setzte er auf das Einbringen eines Deserteurs eine Belohnung von zwanzig Talern und gab nebenbei sein Ehrenwort, er werde jeden ergriffnen Deserteur erschießen lassen. Aber die noch vorhandnen Rapporte zeigen, daß er nicht oft in die Lage gekommen ist, sein Wort wahr zu machen. Von der im November 1806 vorhandnen Besatzung in Stärke von 132 Offizieren und 5721 Mann desertierten während der Belagerung 827 Mann. Als unzuverlässig wurden nach dem Tilsiter Frieden an die Sachsen in Graudenz, deren König bekanntlich auch das neugeschaffne Herzogtum Warschau von Napoleons Gnaden erhalten hatte, 791 Mann abgeliefert. An der Ruhr und am Typhus infolge der engen Besetzung der Kasematten starben 735 Mann. Vor dem Feinde blieben nur 23 Mann. Wegen Fahnenflucht wurden zwei Mann erschossen; wegen Ermordung eines Offiziers und zweier Soldaten wurde ein Mann kriegsgerichtlich gerädert. Durch kriegsgerichtliches Urteil ferner wurden zwanzig Mann zu den Sträflingen veretzt. Der gesamte Abgang betrug also 2399 Mann, und nur zwei Soldaten sind während der Belagerung wegen Fahnenflucht erschossen worden. Daß es in den Wallgräben zahlreiche Grabhügel gibt, ist richtig. Aber das sind nicht die Massengräber von erschossenen Deserteurs, wie die törichte Sage behauptet, sondern es sind eben die Gräber der an Krankheiten gestorbnen Personen. Mit der Andichtung übertriebner Härte hat man also dem alten tapfern Herrn ein schweres Unrecht angetan. Nichts davon ist erwiesen. Courbière war streng, aber nicht grausam, unbeugsam, aber nicht ungerecht. Wie er vielmehr für seine Soldaten sorgte, zeigt zum Beispiel die auf seine Bitte hin vollzogne Kabinettsordre vom 27. August 1808, wonach der Garnison der Festung Graudenz die schwere, feldmäßige Brotportion von zwei Pfund auch nach dem Frieden belassen bleiben sollte. Und das ist auch geschehn und so bis zum 20. Dezember 1874 geblieben. Auch war er jederzeit bestrebt, durch reichliche Verproviantierung, besonders in der ersten Hälfte des Februars 1807, für das leibliche Wohl seiner Soldaten zu sorgen.

Nach der kurzen Ruhepause erschien der Feind am 11. Februar wieder vor der Festung, und am 15. war der erste Batteriebau auf dem Schloßberg beendet. Aber die Einschließung war vorläufig nur erst eine Blockade. Noch konnten die Ausfalltruppen der Festung manch kühnes Stücklein wagen. So gelang es zum Beispiel den Jägern und den Husaren, am 28. Februar sowie am 11. März Wagen mit Lebensmitteln wegzunehmen, sowie eine auf der Weichsel beabsichtigte Wegschaffung von Belagerungsgeschützen zu verhindern, die von Thorn nach Danzig gebracht werden sollten. Da nun Napoleon den Besitz von Graudenz wünschte, ohne dazu Anstrengungen machen zu müssen, schickte er seinen Generaladjutanten Savary als Unterhändler nach Graudenz ab. Das geschah wohl deshalb, weil er an eine sich in die Länge ziehende Belagerung nicht mehr gewöhnt war, und auch wohl deshalb, weil die Belagerungstruppen

durch Entsendungen nach Danzig geschwächt worden waren und nur noch etwa 2000 Mann betrugen. Savary traf am 14. März in der Stadt Graudenz ein und übersandte noch an demselben Tage den folgenden Brief an den Gouverneur:

Graudenz, den 14. März 1807.

Herr General!

Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich hier eingetroffen und beauftragt bin, auch die Ehre zu haben, Sie zu unterhalten, da Ihnen ohne Zweifel die letzten Ereignisse noch unbekannt sind.

Ihre lange und ruhmvolle Laufbahn hat Sie ohne Zweifel mehr als überzeugt, daß der Widerstand von Graudenz schon weiter getrieben ist, als Sie es hoffen konnten, wenn die Aufmerksamkeit der Armee nicht durch Operationen von großer Wichtigkeit abgezogen worden wäre. Gegenwärtig ist sie weder mit der Stellung der preussischen Armee noch mit deren Monarchie ferner in Einklang. Doch ehe ich über diese Dinge auf Einzelheiten eingehe, wünsche ich die Ehre zu haben, Sie morgen zu sehen, und ich beauftrage meinen Adjutanten, den Überbringer dieser Depesche, über Zeit, Ort und Art, wie diese Zusammenkunft stattfinden soll, Ihre Befehle entgegenzunehmen.

Ich biete Ihnen Geiseln an, wie den General Rouyer selbst und noch mehrere andere, wenn Sie deren für eine freie Rückkehr Ihrer Person für nötig erachten sollten.

Ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß ich mich als Parlamentär betrachte und die Nacht in Graudenz bleiben werde, um Ihre Antwort zu erwarten. In keinem Falle aber werde ich vor Beendigung meiner Mission abreisen.

Sollte es Ihnen angenehm sein, sich von Ihren höhern Offizieren begleiten zu lassen, so werde ich sie mit sehr großem Vergnügen empfangen und Ihnen alle Geiseln stellen, die Sie verlangen.

Genehmigen Sie, Herr General, die Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Der Divisionsgeneral, Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Oberst der Gendarmen Seiner Garde, Großkreuz der Ehrenlegion und des Ordens von Baden

gez. Savary.

Courbière antwortete sofort darauf wieder deutsch, wie folgt:

Feste Graudenz, den 14. März 1807.

An den Kaiserl. Französischen Divisionsgeneral, Herrn v. Savary.

Auf Ew. Hochwohlgeboren an mir erlassenen, sehr geehrten Schreiben vom heutigen Datum, worinnen Hochdieselben mit mir eine Zusammenkunft zu haben wünschen, ermangele ich nicht, in ganz ergebenster Antwort zu erwidern, daß solche auf keinen Fall statthaben kann, weil mir dieses von Sr. Kgl. Majestät von Preußen schlechterdings verboten ist. Alles, was Ew. Hochwohlgeboren mir hierbei zu eröffnen haben könnten, bitte ich Hochdieselben schriftlich zu tun. Sollte es aber eine abermalige Aufforderung (d. h. zur Übergabe) sein, so bitte ich Hochdieselben, sich nicht die Mühe zu geben, weil ich in diesem Falle genötigt sein würde, ohngefähr die nämliche Antwort zu geben, welche ich dem Herrn General v. Rouyer vor einiger Zeit bei gleicher Gelegenheit gegeben habe.

Erlauben Euer Hochwohlgeboren, daß ich bei dieser Gelegenheit Hochdenselben versichere, daß ich mit vorzüglicher Hochachtung die Ehre habe zu sein

gez. de Courbière.

Aber schon am nächsten Tage schrieb Savary an Courbière den folgenden Brief:

Graudenz, den 15. März 1807.

Mein Herr General!

Ich habe Ihre gestrige Antwort erhalten und hätte viel dabei zu bemerken, wenn Sie nicht gleich in den ersten Sätzen auf das bestimmteste eine ausdrückliche Weigerung aussprächen, die sich vermutlich auf das Mißtrauen über die Absichten gründet, die mich vor Ihre Festung geführt haben. — Es ist einem Gouverneur immer erlaubt gewesen, mit der Gegenpartei in Unterhandlungen zu treten, besonders wenn die Autorität, die ihm dies verboten zu haben scheint, die Umstände nicht vorhersehen konnte, die von einem Augenblick zum andern seine Lage ändern.

Die Zusammenkunft, die ich von Ihnen verlangte, war vernünftig; sie kompromittierte nicht die Festung Graudenz, deren ich mich nicht allein mit einigen Ordnonanzen bemächtigen konnte. Ich erbot mich gleich anfangs zum Stellen von Geiseln. Waren Sie nicht jederzeit Herr, sich zurückzuziehen, wenn das Gespräch einen Charakter annahm, der nicht mehr mit Ihrer Würde übereinstimmte? Ich glaube nicht, daß es ganz und gar in Ihrer Absicht lag, mir in einer so abweisenden Art zu antworten, wie Sie es gestern Abend getan.

Sie können nicht daran zweifeln, Herr General, daß der Zeitpunkt Ihrer Übergabe nicht mehr sehr fern ist, und Sie sind gewiß noch mehr davon überzeugt, daß Ihr Widerstand weder von großem Nutzen für Ihre Monarchie, noch eine mäßige Diversion gegen unsere siegreichen Armeen ist. Es bleibt also nichts als eine Sache persönlicher Eigenliebe und würde mir folglich das Recht verleihen, der Garnison jedes Schicksal nach meinem Gefallen aufzuerlegen, wenn mir einige Wochen Geduld die Tore von Graudenz geöffnet haben, was unausbleiblich ist, weil Sie nicht unterstützt werden können, und die Armeen Ihrer Alliierten in einer Lage sind, die den Glauben rechtfertigt, daß sie sich durchaus nicht um den Punkt kümmern, den Sie besetzt haben.

Sie stellen deshalb, Herr General, alles bloß, was Sie besitzen, ebenso wie die Offiziere der Garnison, die Freiheit aller und das Leben einiger. Denn ich täusche mich nicht und bin von allem unterrichtet, was in Ihrer Festung vorgeht, und es ist im Kriege immer erlaubt gewesen, Repressalien anzuwenden, sogar unbillige, gegenüber einigen Deuten, die es sich erlauben, aus einer Verteidigung ihre persönliche Angelegenheit zu machen, die nicht mehr mit der Lage der Hauptarmee übereinstimmt, von der sie Hilfe erwartet, und mit all und jeder Schlußfolgerung im Widerspruch steht.

Ich wiederhole es, Herr General, die Zusammenkunft, die ich von Ihnen verlangte und zu der ich Sie bat, Ihren nächsten, sowie Ihre höhern Offiziere mitzubringen, gefährdete in keiner Weise den von Ihnen befehligten Platz. Und wenn es wirklich wahr ist, daß Sie nicht selbst dazu kommen konnten, so können Sie den zweiten Kommandanten, den Herrn Oberst Schramm, oder sonst eine Person schicken, die am meisten Ihr Vertrauen hat. Ich kann diese noch einen großen Teil des Tages erwarten. Und wenn ich nicht selbst eine Person von Auszeichnung hier empfangen, so rechne ich so sehr auf Ihre Wiederkehr, daß ich mir von Ihnen die Erlaubnis erbitte, Sie selbst in Ihrer Festung aufzusuchen und zu sprechen.

Empfangen Sie, Herr General, die Versicherung meiner Hochachtung.

Der Divisionsgeneral, Adjutant des Kaisers und Königs usw.

gez. Savary.

Nachschrift: Ich wünsche sehr, daß es Ihnen gefällig wäre, mir in französischer Sprache zu antworten, da ich das Deutsche durchaus nicht verstehe.

Trotz der in der Nachschrift ausgesprochenen Bitte schrieb Courbière sofort wieder in deutscher Sprache folgendermaßen:

Feste Graudenz, 15. März 1807.

Auf Euer Hochwohlgeboren sehr geehrtes, anderweitiges Schreiben vom heutigen Dato ermangele ich nicht, Hochdenselben in ergebenster Antwort zu erwidern, daß ich weder den Herrn Obersten v. Schramm nach Graudenz schicken, auch ebenso wenig selbst dahin kommen kann, weil dieses uns von Sr. Kgl. Majestät, unserm Allergnädigsten Herrn und Souverain, verboten ist. Wenn Euer Hochwohlgeboren mir Eröffnungen zu machen haben, so muß ich meine gestrige, getane Bitte wiederholen, dies schriftlich zu tun, weil dieses die einzige Art ist, auf welche wir uns unterhalten können. Wenn aber die Unterhaltung die Übergabe der Festung betrifft, die mir anvertraut ist, so ist es ganz unnötig, hierüber weiter zu korrespondieren, weil ich fest entschlossen bin, nicht aus Eigenliebe, wie Euer Hochwohlgeboren zu meinen belieben, sondern aus Pflicht, Graudenz so lange zu behaupten, bis ich durch Gewalt der Waffen oder Mangel an Lebensmitteln genötigt bin, selbige dem Feinde zu übergeben. Was übrigens die Drohungen betrifft, die Euer Hochwohlgeboren in dem Schreiben zu äußern belieben, so werden Hochdieselben leicht einsehen, daß solche wenigen Eindruck machen auf einen Mann, der unter den Waffen grau geworden und viele Jahre mit Ehren gedient hat.

U. f. w.

gez. de Courbière.

Diesen Brief beantwortete Savary am 16. März, wie folgt:

Graudenz, den 16. März 1807.

Mein Herr General!

Ich erwartete nicht, von so weit her vor Ihre Festung zu kommen, um hier die größte Unhöflichkeit zu erfahren, die mir zuteil geworden ist, seit ich die Ehre habe zu dienen, und ich sollte glauben, daß, indem der Kaiser, mein Herr, Ihnen die Ehre erwies, mich zu Ihnen zu schicken, Sie selbst mir wenigstens die erweisen würden, mich anzuhören. Es ist aber nunmehr schon das dritte Schreiben, das ich wegen dieser Unterredung an Sie richtete, die den Gesetzen des Krieges und den sogar bei den ungesittetsten Völkern, wie den Türken, üblichen Gebräuchen entspricht. Ungeachtet dessen verweigern Sie diese aber hartnäckig. Ich glaube nicht mehr, daß Ihre Behauptung, sie sei Ihnen verboten, eine Folge der Verteidigung ist; denn seitdem der Krieg die Welt bewegt, hat es keine Belagerung gegeben, ohne daß man sich vorher angehört hätte. Ich hätte vielleicht das Recht, Sie wie die Garnisonen Kalabriens zu behandeln, die, da sie noch ihre alte Dynastie anerkannten, trotz ihres Widerstandes unter das Joch mußten, und zwar unter grausamen Bedingungen, denn Sie behaupten, wie jene, einem Herrn zu dienen, der uns alle seine Rechte überlassen hat, indem er uns seine Staaten überließ.

Was würden Sie dazu sagen, wenn ich ebenso unbillig mich weigerte, Sie anzuhören, sobald der Zeitpunkt Ihrer Kapitulation herbeigekommen sein wird? Hätte ich nicht ebenfalls dann ein Recht zu der Behauptung, es sei mir verboten, mich in Unterredungen einzulassen? Aber die Grundlage dieser Einwendung ist zu ungeschickt oder zeugt zu sehr von Schwäche, während sie zugleich denen wenig Ehre macht, die sich ihrer bedienen. Ich glaube nicht, daß der König von Preußen sie angenommen hätte. Ich täusche mich nicht über die Quelle, der sie entspringt, und es wird mir leicht sein, sie zu erkennen, sobald die Zeit dazu gekommen sein wird.

Von heute ab wird man sich ernsthaft mit der Festung Graudenz beschäftigen, und ich erkläre Ihnen: wenn Sie die erste Parallele vollenden lassen, so erhält die Garnison, Offiziere und Soldaten, keine andern Bedingungen als Kriegsgefangenschaft auf Diskretion und Abführung nach Frankreich in die Pyrenäen.

Ich höre, Herr General, daß gegen Soldaten der polnischen Konföderation, die den Ihrigen in die Hände gefallen sind, Härten verübt wurden. Bedenken Sie wohl, Herr General, was dies herbeiführen würde. Frankreich verläßt seine Verbündeten niemals, und wenn bei Ihrem Verlassen von Graudenz mir diese Leute nicht wie Franzosen und Hessen übergeben werden, so werde ich den höchsten preussischen Offizieren dieselbe Behandlung zuteil werden lassen, die diese haben erdulden müssen.

Ich habe Ihnen billige Vorschläge überbracht, die den Interessen Ihrer Garnison und dem Ruhme Ihrer persönlichen Laufbahn entsprechen und zugleich günstig für die Lage jedes Ihrer Offiziere waren, von denen die Mehrzahl Familien hat. Was werden Sie diesen zu antworten haben, wenn sie Sie mit Recht ihres Unglücks und des Verlustes von allem, was ihnen blieb, anklagen? Zeigen Sie ihnen doch, wenn Sie es wagen, die Stelle meines Briefes, die sie betrifft, und da Sie sich weigern, mich anzuhören, so bemühen Sie sich, ihr Geschrei zu ersticken.

Ich reise ab und nehme Ihre Weigerung mit, und — ich erkläre es Ihnen offen — ich werde nichts verabsäumen, Sie so behandeln zu lassen, wie Sie es verdienen. Ich entbinde Sie von einer schriftlichen Antwort, wenn Sie mich nicht mündlich hören wollen, oder mir auf der Stelle jemand schicken, um sich der Unhöflichkeit wegen zu entschuldigen, über die ich mich zu beklagen habe.

Ich bin, Herr General,

der Adjutant des Kaisers

gez. Savary.

Dieses Schreiben atmet den ganzen Ärger Savarys, der es fürchtete, vor Napoleon bekennen zu müssen, daß seine Entsendung erfolglos gewesen sei; denn er hatte den Ehrgeiz, Polizeiminister zu werden. Übrigens hat er später diese Stellung auch erreicht. Als der Überbringer des Briefes, der Oberstleutnant Mymé, bei der Verlesung an die Stelle kam: „Sie behaupten, einem Herrn zu dienen, der uns alle seine Rechte überlassen hat, indem er uns seine Staaten überließ“ (en nous abandonnant ses états), unterbrach ihn der alte Courbière lächelnd mit den Worten: *Votre général me dit ici, qu'il n'y a plus un Roi de Prusse, puis que les Français ont occupé ses états. Eh bien, ça se peut; mais s'il n'y a plus un Roi de Prusse, il existe encore un roi de Graudenz.* An diese Worte knüpft sich die in vielen Büchern verbreitete Legende, Courbière habe sich damit als König von Graudenz bezeichnen wollen. („Dann bin ich König von Graudenz.“) Das steht aber durchaus im Widerspruch zu der Auffassung, die er von seinem Verhältnis zu seinem König hatte. Er hat vielmehr nur sagen wollen, der König habe Graudenz noch nicht verlassen (abandonné), sondern sei dort noch immer König. Möge also diese richtige Auffassung in der Form: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es doch noch einen König von Graudenz“ in Schul- und Volksbüchern künftig Platz finden, zum Ruhme des greisen Helden von Graudenz, der in schlimmer Zeit treu zu seinem König und Herrn hielt und sich weder durch Drohungen noch durch Schmeicheleien, weder durch Geschosse noch Mangel in seiner Unbeugsamkeit erschüttern ließ.

Auf Savarys unverschämtes Schreiben antwortete Courbière gar nicht. Es findet sich aber im Festungstagebuch die Bemerkung: „Der Gouverneur antwortete auf diesen Brief mit Granat- und Kugelfeuer nach der Stadt.“ Die Rück-

sicht, die er bisher genommen hatte, mußte vor dem Ernst der Lage weichen. Freilich litt die unglückliche Stadt sehr, aber der Feind mußte sie räumen. Das war der Abschluß der Verhandlungen. Erbittert reiste Savary zu Napoleon und erfüllte im kaiserlichen Hauptquartier alle maßgebenden Persönlichkeiten mit Haß gegen den unbeugsamen Verteidiger der Festung. Die Wirkung seiner Umtriebe trat nach dem Tilsiter Frieden zutage, indem man die Blockade trotz des Friedensabschlusses noch bis zum 12. Dezember, also noch fünf Monate, aufrecht erhielt. Inzwischen hörten die Desertionen in der Festung nicht auf, und Courbière konnte aus Mangel an genügend starken, zuverlässigen Truppen im Außenfelde nichts Wirksames gegen den Feind unternehmen. So konnte er es nicht verhindern, daß auf der Weichsel häufig Transporte nach Danzig befördert wurden. Ein Versuch, am 24. Mai Nachts das Fahrwasser durch Versenkung eines großen Rahnes zu sperren, mißlang dadurch, daß das gesamte Kommando fahnenflüchtig wurde. Am demselben Tage schnitt übrigens der Feind fünf Scharten in den Damm.

(Schluß folgt)



Ein französischer Anti-Harnack

Die protestantische Theologie des neunzehnten Jahrhunderts hat uns die natürlichen Bestandteile des Christentums, die natürliche Seite seiner Entstehung und seiner geschichtlichen Entwicklung kennen gelehrt. Diese natürliche Seite schließt die übernatürliche so wenig aus, wie es die göttliche Hilfe in der Not zunichte macht, wenn der natürliche Lauf der Dinge einen beherzten Mann an der Stelle des Flusses vorüberführt, wo gerade ein Kind hineingefallen ist; denn Gott ordnet eben den natürlichen Lauf ohne Störung der Naturgesetze so, daß die vorausbestimmten Rettungen darin ihre Stelle finden. Diese historische Betrachtungsweise entfernt sich von der ursprünglich lutherischen, die ganz unhistorisch in der anderthalbtausendjährigen Entwicklung der Kirche nichts als Verderben und Abfall gesehen hatte, und nähert sich wieder der katholischen, die an dem Gleichnisse vom Senfkorn festhält, nur zu sehr daran festhält, denn biblische Gleichnisse decken die zu versinnbildende Sache ebenso wenig wie die der weltlichen Literatur; um im Rahmen des Gleichnisses zu bleiben, muß man mindestens ergänzend hinzufügen, daß so manches von dem, was im Laufe der Zeit am Baume der Kirche hervorgetreten ist, nicht zu den aus dem Keime entwickelten Bestandteilen gehört, sondern sich als Schmarogergewächs angeheftet hat. Und das Gleichnis paßt überhaupt nicht genau, weil sich im Laufe der Zeit auch Bestandteile an der Kirche entwickeln, die zwar nicht als Schmaroger bezeichnet werden können, die aber nur vorübergehende Bedeutung haben und wieder verschwinden. Nur das Wachstum und die Entwicklung mannigfacher großer Gebilde aus einem kleinen Keime sind als unbedingt zutreffende Bestandteile des Gleichnisses festzuhalten.

Grenzboten I 1904

53